

Das Problem der sprachlichen Norm

ULRICH KNOOP
(Marburg)

Obwohl «die» Sprachnorm einer der wichtigsten Begriffe der Sprachwissenschaft ist, gibt es dennoch keine überall akzeptierte Definition: die Klärung dieses Begriffs begleitet den Gang der Wissenschaft schon seit langem. Es ist deshalb fraglich, ob nun eine Sammlung von Erläuterungen dieses Begriffes eine endgültige Definition ergeben könnte. Vielmehr scheint es so zu sein, daß sich gerade an dem Begriff, der auf eine eindeutige Regulierung und Festlegung der Sprache abzielt, erweist, wie sehr auch der Begriff «Norm» dem Schicksal anderer Wörter unterworfen ist, nämlich dem Verlangen der Wissenschaft nach endgültiger Exaktheit nicht zu genügen. Dem Dilemma des Begriffs entspricht das Dilemma der Sache. Da die Regulierung der Sprache zu verbindlichen, überprüfbaren, begründbaren, anwendbaren und akzeptablen Sprachregeln führen soll, sind alle genannten Eigenschaften dann Anlaß zur Kritik, wenn die Sprachnorm nicht in einer Relation zu anderen Begriffen bzw. Erscheinungen gesehen wird, sondern, absolut gesetzt, als verbindliche Regulierung der Sprache angesehen wird. «Die» Sprachnorm wird dann —meist auf Grund eines von außen herangetragenen Arguments —als unerträglich empfunden, weil ihre Relationen nicht mehr erkannt werden können. Eine solche Konstellation liegt der Sprachnormdiskussion der letzten Jahre zugrunde, die in der Hauptsache durch eine Kritik an «der» Sprachnorm zu kennzeichnen ist. Ihre Fixpunkte erhält diese Kritik aus der Soziologie, und damit aus einer Gleichsetzung von Sprach- und sozialen Normen, und aus den Problemen, die die Erlernung der Sprachnormen verursacht. Es ist nicht verwunderlich, daß in dieser Sprachnormenkritik die Einbindung der Sprachnorm in das Verhältnis von Sprachsystem und Sprachtypus, wie es von Eugenio Coseriu¹

¹ Vgl. Eugenio COSERIU (1975), *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. Fünf Studien*. München (Übers. der spanischen Ausgabe, Madrid 1962) und ders., *Sprache – Strukturen und Funktionen*. XII Aufsätze. Hrsgg. v. PETERSEN, U. (1971), Tübingen, 2. verb. Aufl.

herausgearbeitet wurde, nicht nachvollzogen werden kann und damit dem Mißverständnis ausgesetzt ist².

Unter Sprachnorm wird nun die Regulierung des Sprechens und Schreibens in Orthoepie, Orthographie, Wortschatz und Syntax verstanden, die —gewonnen aus dem Sprachverhalten einer Ober- und Mittelschicht— für alle Sprechenden verbindlich sein soll. Gegen die Verbindlichkeit dieser Regulierung —sie wird als kodifizierte Norm in Grammatik und Lexikon greifbar— wird eingewandt, daß das Verfehlen dieser Sprachnormen sanktioniert würde, obwohl diese doch mit vielerlei Mängeln behaftet seien. Denn dem tatsächlichen Sprachverhalten mit seinem Hang zur Veränderung im freieren Sprachaustausch und der Fähigkeit zur Variation könnten die Normen nicht gerecht werden, gingen also an der Sprachwirklichkeit vorbei, so daß ihre Regeln willkürlich gesetzt worden seien. Etwaige Befürchtungen von Sprachliebhabern, daß nun gar keine Regeln mehr gelten sollten, Sprache sich vielmehr selbst regeln sollte, sind nicht begründet, denn der Ansatz dieser Normkritiker besteht ja darin, nunmehr logisch einsehbare, homogene Sprachnormen zu prägen. Norm wird als operationale Anweisung verstanden, die das Sprechen ausführen soll. Es erscheint hier das bekannte rationalistische Konzept, das Sprache als ein Instrument zum Ausdruck von Gedanken ansieht, so als sei sie ein Kleid, das aus Anstandsgründen vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung gebracht werden müsse (Karl Kraus). Die Sprachnorm wird hier also nicht deshalb kritisiert, weil sie vielleicht die Sprache erledigt, sondern weil die sog. idealistischen Normbegründungen Sprache —mit ihren logisch nicht stringenten Regeln— noch nicht genügend erledigt haben. Auch hier soll der alte Traum der Aufklärer Wirklichkeit werden, nämlich dann etwas zu tun, wenn es als logisch hingestellt worden ist und es deshalb eingesehen werden müsse. Es ist aber die Frage, ob solche logischen Sprachnormen überhaupt beim Sprechen Anwendung finden können, ob es nicht vielmehr Wunschenken ist, wenn man meint, beim Sprechen wende man vorher festgelegte Regeln an.

Es muß auch erstaunen, daß die Lizenz, die die zeitgenössischen Normkritiker bei der Soziologie nehmen —nämlich Sprachnormen als soziale Normen anzusehen— in ihren eigenen Arbeiten gar nicht zum Tragen kommt. Diese Arbeiten sind in einer Sprache verfaßt, die den kodifizierten Normen vollkommen angepaßt ist, also gerade nicht mit den Lockerungen einer sozialeren Sprachnormauffassung versehen ist, denn abgesehen von einigen zaghaften Ersetzungen im orthographischen Bereich (etwa f für ph in Fremdwörtern griechischen Ursprungs) schreckt man z. B. vor der im Text als sinnvoll ausgegebenen Homogenisierung (i. S. einheitlicher Regeln) in der Morphologie (z. B. *besitzte* für *besaß*) zurück³.

² So z. B. GLOY, K. (1975), *Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen*. Stuttgart: 70 ff.

³ Vgl. JÄGER, S. (1971), «Zum Problem der sprachlichen Norm und seiner Relevanz für die Schule». *Muttersprache* 81: 174.

Es ist nicht beabsichtigt, dieses Dilemma nur festzustellen. Es deutet nämlich an, daß die heutigen Verständigungsverhältnisse von ganz anderen Hintergründen her gesehen werden müssen und daß der Weg dieser Kritik nicht zum gewünschten Erfolg führt.

Die Geschichte der Sprache zeigt, daß die heute vorhandene Kodifikation der Norm —insbesondere im Bereich der Orthographie, aber auch des Wortschatzes und der Syntax— überhaupt nicht selbstverständlich, vielmehr recht selten anzutreffen ist. Die Kodifikation von Normen wird damit begründet, daß nur so eine durchgängige Verständigung möglich sei. Da die Geschichte der Sprache uns aber belehrt, daß diese Kodifikation nicht allzu oft vorgenommen worden ist, insbesondere nicht in dem Ausmaß, wie dies seit dem Beginn der Neuzeit in den europäischen Kultursprachen der Fall ist, sollten wir nicht so überheblich sein und annehmen, erst wir könnten uns auf Grund dieser Maßnahme besonders gut verständigen, während frühere Zeiten damit ihre Schwierigkeiten gehabt hätten. Wir sollten vielmehr danach fragen, warum unsere Verständigung solchermaßen geregelt werden muß.

Die Ursache einer solchen Regelung kann in der tiefgreifenden kulturell-anthropologischen Veränderung gesehen werden, die die Neuzeit auszeichnet. Der Mensch will nunmehr rational, d. h. unter Abwägen von Gründen, ausgehend von weitreichenden Kenntnissen, geleitet von allgemeinen, vernünftigen, also auch von anderen einsehbaren Gründen handeln — kurzum wissenschaftlich, wenn wir das Wort noch vom Verbum «wissen» her verstehen⁴. Es wird deshalb eine unermeßliche Ansammlung und Ausbreitung des Wissens nötig, insbesondere aber eine Zunahme der Unterrichtung.

Die Schrift wird zu dem Mittel erhoben, das den Besitz vieler Kenntnisse ermöglicht, obwohl es auch Stimmen gibt, die Bedenken gegenüber diesem Medium aussprechen (am bekanntesten der Einwand, den ein ägyptischer König nennt: daß die Schrift nämlich das Vergessen lehre — wie Platon im Phaidros berichtet).

Da es auf die Menge des Wissens ankommt und damit zwangsläufig auch auf die Geschwindigkeit seiner Ausbreitung bzw. Annahme, reiche die beim Ausgang des Mittelalters vorhandene Schriftsprache mit ihrer weitgehenden Regellosigkeit nicht mehr aus. Diese war sicherlich mit einigem Zeitaufwand immer entzifferbar —etwa mit der Haltung, die heute noch Philologen abverlangt wird—, doch genügte dieser Modus des freieren Aushandelns im Verständigen und Verstehen dem erforderlichen Wissens-, Dokumentations-

⁴ Friedrich Nietzsche erläutert dies in «Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn» folgendermaßen: «Er (der Mensch) stellt jetzt ein Handeln als 'vernünftiges' Wesen unter die Herrschaft der Abstraktionen; er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen Eindrücke, durch die Anschauungen fortgerissen zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke erst zu entfärbteren, kühleren Begriffen, um sie an das Fahrzeug seines Lebens und Handelns anzuknüpfen» (Aus: *Werke in drei Bänden*, hrsgg. v. K. SCHLECHTA, Bd. 3: 314).

und Unterrichtsfluß nicht mehr. Denn dieses jedesmalige Übereinkommen auf eine Verbindlichkeit der Sprache, wie es heute z. T. noch im Gespräch nötig ist, wurde bei der Erfüllung der anderen Aufgaben zu belastend. Die Entlastung ermöglichte nun ein Modus, der festlegte, wie die Wörter im Schriftbild aussehen müßten, was sie annähernd zu bedeuten hätten und wie sie untereinander zu verbinden wären. Mit dieser Festlegung der Rechtschreibung, des Wortschatzes und der Syntax waren die Regeln geschaffen, deren Einhaltung dem Schreibenden einigermaßen garantierten, daß er verstanden werden kann, dem Lesenden, daß er den Sinn des Textes schnell und gemäß der Absicht des Autors verstehen kann. Diese Normierung ermöglichte, daß alle Menschen einer Sprachgemeinschaft, nachdem sie Lesen und Schreiben gelernt hatten, mit Texten erreichbar sind — die allgemeine Schulpflicht wurde nicht von ohngefähr im 18. Jahrhundert eingeführt. Die Kodifikation der Norm könnte also als eine Instanz verstanden werden, an die sich der Leser bei Unverständlichkeit wenden kann, da ja bei der nunmehr großen Menge von Texten und der räumlichen und zeitlichen Trennung eine Erklärung durch den Verfasser nicht ohne weiteres mehr möglich ist. Dem Verfasser nennt diese Instanz die sprachlichen Mittel, die ein Verstehen zumindest nicht am ungeklärten Sprachgebrauch scheitern läßt.

Diese Mittlerstelle zwischen den nunmehr vielen räumlich und zeitlich getrennten Gesprächsteilnehmern mußte ihre Regeln mit Begründungen versehen, da ja das Gespräch nun nicht mehr mit Verstehen bzw. Nichtverstehen geleitet wurde. Die Instanz mußte, versehen mit einer Autorität, entscheiden können, daß dieses zu verstehen sei, jenes aber nicht immer und überall verstanden werden könne. Auch wenn man billigerweise nicht sagen kann, daß die Kodifikation der Norm willkürlich vorgenommen worden sei, so war man doch gezwungen, in vielen Fällen eine Form als die gültige zu bestimmen. Solchermaßen objektiviert, so daß über die Sprachregeln gesprochen werden kann, sind sie dennoch nicht objektiv. Da ihnen eine letzte, also unvermittelte Verbindlichkeit fehlt, werden immer wieder Begründungen nötig, die sich an allgemeinen Kalkülen ausrichten. Es entsteht eine Konkurrenz oder ein Zusammengehen vielfältiger Bezugnahmen solcher Begründungen von Sprachregeln — etwa: diese Wendung zu gebrauchen, sei logisch, schön, dem allgemeinen Brauch oder dem Durchschnitt entsprechend. Sprechweisen dagegen, die Verstehen unvermittelt aufbauen können, also auf dem basieren, was man auch Sprachgefühl nennen kann, werden nun als Störenfriede empfunden und von den Normkodifikatoren entsprechend angegriffen, stehen sie doch der Rationalität der Norm im Wege. Dies erklärt die Polemik gegen die Dialekte, die verschärft im 18. Jahrhundert einsetzt, die aber sprachhistorisch nicht gerechtfertigt ist, sind die Dialekte doch gerade die Basis der herausgebildeten Norm.

Die kodifizierte Norm stellt also die Sprache als Mittel zur Verfügung, wenn auch nicht in allen Teilen als annehmbare. Die nicht erfüllten und

die nicht akzeptablen Normen sind nun Gegenstand einer Normdiskussion, die solche Zweifelsfälle klärt. Allerdings wird damit das Problem, daß Sprechen grundsätzlich zweifelhaft und nicht abzusichern ist, verdeckt, und die Diskussion auf einige strittige Normierungen verlagert, die nun als sprachliche Versteinerungen ein beispielhaftes Eigenleben zu führen beginnen. Schule und sonstige Belehrungsvorgänge tun ein übriges, daß diese wenigen Fälle beim Schreiben und beim —dann überwachenden— Lesen richtig beachtet bzw. gelöst werden. Die daraus entstehenden «Zweifelsfall-Sammlungen» und das Wissen um solche notierten Sprachklippen wiegen einen dann leider in der Sicherheit, nunmehr alles für den richtigen Ausdruck getan zu haben.

Die Schwierigkeiten mit den endgültigen Festlegungen der Normen sind freilich fast marginal gegenüber den Vorteilen, die in ihrer Bereitstellung als Mittel liegen. Denn dank dieser Kodifikation der Norm, der Vereinheitlichung der Sprachregeln, war es leicht geworden, Texte zu verfassen. Das mag für den Schulbereich verwunderlich klingen, doch ohne dessen Schwierigkeiten zu übersehen, kann jeden Skeptiker ganz einfach die seit dem 18. Jahrhundert aufkommende Menge an Texten überzeugen⁵. Daß es sich hierbei nicht nur um die Ausnutzung der Dokumentation durch die Schrift handelt, beweist eine Textart, die in besonderer Übereinstimmung mit der Maxime der Unterrichtung des neuzeitlichen Menschen Ernst gemacht hat und die sich dabei der Mittel der kodifizierten Norm in ausgezeichneter Weise bedient. Wenn der neuzeitliche Mensch rational handeln will, muß er über möglichst Vieles möglichst rasch etwas wissen. Nicht von ungefähr entstehen deshalb im 18. Jahrhundert mit den Zeitungen solche Unterrichtstexte, die mit dem technischen Fortschritt durch Funk und Fernsehen ergänzt werden. Informationsmedien genannt, versorgen sie die Menschheit mit dem nötigen Wissen. Da sie dies tagtäglich tun und mit großem Textaufwand, sind ihre Texte natürlich der Kritik des Sprachbeobachters ausgesetzt, was dazu führt, daß viel an der «Sprache» der Medien ausgesetzt wird. Auf Grund dieser vielfach anzukreidenden Fehler wird festgestellt, daß die Medien die Sprache nicht beherrschen. Dabei wird allerdings der Umstand vergessen, daß diese Medien auch und vor allem Verkaufsprodukte sind. Als solche müssen sie sich nach ihren Marktchancen richten, deren unbestechlicher Maßstab die Verkaufsziffer bzw. die Einschaltquote ist. Der Sprachduktus ist demnach Teil der Verkaufsstrategie. Ratschläge hinsichtlich einer «besseren» Sprache dienen dann entweder der Optimierung des Verkaufs oder sind unbeachtlich, weil über die eingeforderten Normen schon längst das Urteil gesprochen ist. Mag die Kodifikation auch einstens eine Instanz für alle Sprachteilhaber gewesen sein, so prallen heute alle Versuche, sie noch als Schlichterin heranzuziehen, an der

⁵ In Abwandlung von der Feststellung H.-G. GADAMERS (1975), («Es war leicht geworden, ein gutes Gedicht zu machen...», *Wahrheit und Methode*. Tübingen, 4. Aufl.: 84): es war leicht geworden, Texte zu verfassen...!

Dominanz der Medien ab. Leserbriefe, Hörer- und Seherbeteiligung an entsprechenden Sendungen zeigen nur die hoffnungslose Unterlegenheit gegenüber der perfekten Sprachbeherrschung durch die Medien.

Auch andere Texthersteller haben sich diese Prinzipien zu eigen gemacht und überschütten den Leser mit einer Fülle von Gesetzen, Vorschriften und Anweisungen, ohne daß er auf diese Sprache antworten kann: er hat sie zu befolgen. Da nun alle solche Leser sind, die Texte also nicht von nur wenigen hergestellt werden, sondern einen fast undurchdringlichen Verbund darstellen, entwickeln diesen Texte ein Eigenleben. Gestützt und geleitet durch die Regeln einer kodifizierten Norm, sind sie als Text jederzeit erkennbar, dominieren aber den Leser allein schon durch die zu bewältigende Menge, die immer größer ist, als daß er sie tatsächlich lesend in seinem Leben bewältigen kann, so daß ihn als notwendig Wißbegierigen immer das Gewissen plagt, aber auch durch die Geschwindigkeit, die ihre Bewältigung erfordert. Der Text stellt schließlich nur noch sich selbst dar und vermittelt nichts mehr. Selbst die Wissenschaften, die ja um die Klärung der Begriffe bemüht sein sollen, unterliegen der Umkehrung des Satzes des älteren Cato, der «rem tene, verba sequantur» lautete. H. M. Gauger stellt fest, daß es nunmehr heißt: «Beherrsche die Sprechweise, dann wird dir die Sache zufallen»⁶.

Sicherlich gibt es auch Versuche, gegen diese Beherrschung anzugehen. In Sprachglossen und anderen Reaktionen aus dem Publikum werden viele Auswüchse der Sprachbeherrschung benannt. Doch erfahren diese Sensibilisierten kaum Unterstützung von der ebenfalls herrschenden Sprachwissenschaft. Diese hat schon längst ihren Frieden mit dieser Entwicklung geschlossen und erhebt nun unter der theoretischen Implikation, Sprache sei ein System von Zeichen, eben diesen Zeichenvorrat empirisch aus dem Material der Sprachbeherrschung. Einwendungen von besorgten Sprachteilnehmern werden mit der Drohvokabel «wissenschaftlich nicht beweisbar» zurückgewiesen, obwohl sie doch nur an alte Rechte erinnern, nämlich an die möglicherweise einstmals gleichgewichtige Instanz der Sprachnorm appellieren zu dürfen. Es muß hierbei unbeachtlich bleiben, daß auch die Sprachglossatoren letztlich keine Abhilfe schaffen können, wollen sie doch, daß ihre Auffassung ebenfalls Gesetz werden, also immer und überall, d. h. bei Vernachlässigung der zu sagenden Sache, angewendet werden soll — womit natürlich nur das Prinzip der kodifizierten Norm stabilisiert wird.

Da das Erlernen des Umgangs mit dieser Norm nicht mit der natürlichen Sprachlichkeit des Menschen zusammenfällt und insofern Mühe macht, wurde in der neueren Sprachwissenschaft Kritik an den etablierten Normen laut. Die schon erwähnten Normkritiker vermögen aus nunmehr zu ergänzenden Gründen keine Aufhebung des Dilemmas der Sprach-

⁶ GAUGER, H. M. (1979), «Wissenschaft als Stil». *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1979*. 1. Lieferung. Heidelberg 1979:30.

beherrschung. Nicht nur, daß sie ihr selbst unterliegen —das ist, wie zu zeigen sein wird, kein gravierender Einwand— kann nun angemerkt werden, sondern vor allem, daß sie keinen Hebel besitzen, um wirkliche Kritik anzusetzen. Alles, was sie an Grundsätzlichem vorbringen, ist letztlich eine Bestätigung der Sprachbeherrschung.

Die soziologisch orientierten Normkritiker weisen auf die Möglichkeiten und die Folgen —insbesondere im sozialen Bereich— der Sanktionen bei mangelhafter Sprachbeherrschung hin. Sie sehen deshalb die Sprachnormen als Teilbereich der sozialen Normen an. Damit soll die Möglichkeit eröffnet werden, die vorhandenen Sprachnormen aus ihrem absoluten Anspruch zu entlassen und nun dem tatsächlichen Usus anzupassen, d.h. Sprachnormen so zu prägen, daß das, was jetzt als häufiger Fehler erscheint, dann als normgerecht gebilligt werden soll. Hier wird nicht nur das Verhältnis von Möglichkeit, sie sollte immer größer sein, und tatsächlichem Gebrauch übersehen. Dies Verfahren führt auch aus der Instrumentalisierung der Sprache in den kodifizierten Normen nicht heraus, da nur einzelne Normen außer Kraft gesetzt werden sollen, nicht aber die Normierung als abstrakter Vorgang, also als Absehen vom jeweiligen Sprechen. Es werden nun lediglich andere Instrumente genannt, die verwendet werden müssen, etwa solche, die aus Durchschnittsmengen gewonnen wurden. Abgesehen davon, daß es sehr schwierig ist, solche Durchschnittsmengen zu bestimmen, wird dieses Prinzip schon viel besser und umfassender von der öffentlichen Sprachbeherrschung verwirklicht, die mit dem «Markt» ein unmittelbar reagierendes Instrumentarium besitzt und sich so viel schneller dem Bedarf anpassen kann. Die Normkritiker bringen es in diesem Bereich also nur zu einer polaren Entgegensetzung zu den Verfechtern der derzeitigen kodifizierten Norm, nicht aber zu deren Aufhebung. Auch muß die Berechtigung bezweifelt werden, aus der Tatsache, daß kodifizierte Normen soziale Auswirkungen haben, abzuleiten, Sprachnormen seien schlechthin soziale Normen. Wenn letztere Verhalten regeln sollen, so sollte das grundsätzlich Verschiedene des Sprechens nicht außer acht bleiben, nämlich: etwas sagen zu wollen.

Der Wunsch nun, auch heute so sprechen zu dürfen, wie einem der Schnabel gewachsen ist, bleibt so berechtigt wie vergeblich, denn dem müßte ja die Erkenntnis vorausgegangen sein, daß die Zeiten des Aushandelns des Sprachgebrauchs längst dahin sind. Das Wünschen hilft gegen die Sprachbeherrschung nichts, erst recht nicht, wenn dies mit Hinweisen auf die sog. Umgangssprache verbunden ist. In ihr erblickt man eine ungewollene Sprechweise, die vor allem weniger formalistisch ist.

Man sieht dies als Ausweg an, auf dem man den lästigen Überprüfungen seitens der Verfechter der kodifizierten Norm entrinnen könnte. Zu Recht wird eingewandt, daß deren Überprüfen mit letztlich untauglichen Mitteln durchgeführt wird, da diese aus versteinerten «Zweifelsfällen» und sonstigen, nur mechanisch angewandten, also gerade nicht für die Problematik des jeweiligen Textes unbedingt zutreffenden Kriterien stammen. Aber schon

der Grund für diese Untauglichkeit bleibt den Normkritikern verborgen, zumindest taucht in der Normdebatte nirgends das Argument auf, daß diese Mittel der «Sprachrichtigkeitsüberprüfung» bei den wichtigsten Texten, die auf uns gekommen sind, den literarischen oder philosophischen, gar nicht anwendbar sind und wenn angewendet, dann lächerlich wirken («Hier irrt Goethe...»).

Die Normkritiker gehen also nicht von der Erkenntnis aus, daß die kodifizierte Norm an das wichtigste Sprechen überhaupt nicht heranreicht (man denke z. B. an Gedichte⁷). Sie bezweifeln nämlich gar nicht, daß die kodifizierte Norm zum Ausdruck tauglich mache, nur sei sie viel zu schwer, unnötig schwer, denn die Übermittlung von Inhalten könne ja auch in einfacherer Form erfolgen. Deshalb auch die vielen Hinweise auf die unkompliziertere «Umgangssprache», die sich ja, wie die Erforschung der gesprochenen Sprache ergeben hat, mit viel weniger Formen begnügt. Leider ist dies ein wissenschaftliches Trugbild, denn hier wurde gemäß der Disziplin nur die «Sprache» erforscht, nicht aber der «Umgang». Dieses Feld ist freilich so kompliziert, daß trotz «Pragmatik» wenig darüber gesagt werden kann. Eine positivistisch orientierte Sprachwissenschaft hat sich hiermit offensichtlich ihr Dilemma geschaffen: denn wenn sie davon ausgeht, daß Sprache Informationen transportiert, dann kämpft sie nun offensichtlich mit dem gar nicht erkannten Problem, daß der Mensch nicht nur etwas mitteilt, sondern auch sich — und das gehört wahrscheinlich nicht zum Gebiet der Sprachwissenschaft, wenn es auch das Problem der Umgangs-Sprache ist.

Die Verweise auf die Umgangssprache, auf Normerleichterung entstammen offensichtlich der Meinung, daß dort und daß solchermaßen das Sprechen in unserer Zeit vollzogen werden könnte. Diese Meinung ist nicht auf der Höhe der Zeit, denn die hier angestrebte Unmittelbarkeit ist schon seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr möglich, und als sie es war, hatte sie sicherlich ein anderes Aussehen als das nunmehr vorgestellte. Denn zwischen den unmittelbaren Umgang hat sich ja schon längst der vermittelnde Text geschoben. Eine früher vorhandene Mündlichkeit ist schon längst von einer Schriftlichkeit abgelöst, selbst dort, wo noch verlaublich wird, etwa in den elektronischen Medien. Diese greifen fast immer auf den vorgefertigten, schriftlich fixierten Text zurück. Die wichtigen und unwichtigen Dinge des Lebens erfahren wir aus schriftlichen Texten. Ein naiver Positivismus vermag hierin nur Gutes zu sehen, hat er doch die Inhalte nunmehr Schwarz auf Weiß zur Verfügung. In Wahrheit haben wir nur Texte —wahrscheinlich nicht einmal «zur Verfügung»—, denen wir Inhalte entnehmen

⁷ Vgl. COSERIU, E. (1971), «Thesen zum Thema 'Sprache und Dichtung'». In: STEMPFEL, W. D. (Hrsg.) (1971), *Beiträge zur Textlinguistik*. München: 185: «Man kommt damit zum Schluß, daß die dichterische Sprache die volle Funktionalität der Sprache darstellt, daß also die Dichtung der Ort der Entfaltung, der funktionellen Vollkommenheit der Sprache ist».

können, also nur vermittelte Inhalte, nicht Inhalte «als solche». Wie schon erläutert, verhilft die kodifizierte Norm diesen Texten zu ihrer Konstitution; wie erfolgreich, geht aus dem schon erwähnten Umfang heutiger Textproduktion hervor.

Vermittlung von etwas bedeutet auch immer, daß nicht nur das Vermittelte wichtig ist, sondern auch das Vermittelnde, da ja beides nicht so ohne weiteres zu trennen ist. Hinsichtlich des Textes wird also das Verhältnis von Form und Inhalt wichtig. Die Verfechter der kodifizierten Norm gehen davon aus, daß eine Form genüge, nämlich die der kodifizierten Norm. Die Normkritiker meinen, daß man dieses Problem vernachlässigen könne, da es ja nur auf den Inhalt ankäme; Ansprüche an das «Äußere» der Mitteilung seien «formalistisch». Damit haben wir freilich nur die Beschreibung der Beherrschung der Sprache, vermöge derer heute die Unmengen von Texten produziert werden können, denn eine solche Trennung von Form und Inhalt bzw. Reduktion auf eine mögliche Form bleibt nicht ohne schlimme Wirkung: weil der Inhalt «nicht greifbar ist denn durch sie [die Form], jene [die Form] nicht sichtbar ist denn an ihm [dem Inhalt], bedeutet die Formalisierung der Sprache, die in der Sprachbeherrschung sich anzeigt, gleichzeitig die Verselbständigung ihrer Inhaltlichkeit gegenüber dem Sprecher, die als die Automatisierung der Rede und damit als Beherrschtheit von Sprache auftritt»⁸. Diese schlimmen Wirkungen bestehen z. B. darin, daß wir meinen, alles sagen zu können, aber auch darin, daß es den rührigsten Informationsvermittlern, den Medien, eigentlich niemals die Sprache verschlägt, obwohl dies doch auch zur Sprachlichkeit gehört. Auf Grund der waltenden Prinzipien wird dies auch kaum eintreten, denn es müssen die Seiten und Sendezeiten gefüllt werden. Die Sprachbeherrschung eröffnet also die Möglichkeit, selbst dann noch etwas zu schreiben, wenn nichts mehr zu sagen ist. Diese sprachliche Willkür hat Walter Benjamin die Phrase genannt.

Wie können wir nun, die wir auf Unterrichtung angewiesen sind, die wahrhaftige von der phrasischen unterscheiden? Indem wir prüfen, ob bei einem Text die Durchdringung von Form und Inhalt gelungen ist, oder ob die Sprache nur instrumentell benutzt wird. Nach Helmut ARNTZEN ist dieses Sprechen vor allem in der Literatur aufgehoben, das sein Allgemeines nicht aus vorgegebenen Normen bezieht, sondern in der Darstellung erst herstellt⁹. Damit ist für die Prüfung der Texte gesagt, daß die kodifizierten Normen keine Kriterien abgeben, daß vielmehr der Text nach seinen Kriterien beurteilt werden soll.

Das ist freilich ein gefährliches Unterfangen, und viele ziehen es auch vor, hier mit interpretatorischen Krücken heranzugehen. Karl Kraus ist nun jemand gewesen, der sich mit Vehemenz in diesen Irrgarten gestürzt hat, bestimmt nicht zur Freude seiner Zeitgenossen und der Nachgeborenen.

⁸ ARNTZEN, H. (1975), *Karl Kraus und die Presse*. München: 42.

⁹ Ders., ebda.: 35.

Dennoch zeigt er, wie die Genauigkeit einer Mitteilung zu überprüfen, wie die Reflektiertheit eines Textes zu erkennen ist. Die Voraussetzung für seine Kritik an Mitteilungen und Darstellungen besteht darin, die Bekanntheit der Sache, die Stimmung, die mit ihr verbunden ist, hintanzusetzen und nur zu verfolgen, ob der Verfasser wahrhaftig schreibt. Sind Unstimmigkeiten festzustellen, dann wird nicht zweifelhaft, ob das Ereignis stattgefunden hat — das entzieht sich ohnehin unserer Kenntnis, denn uns liegt ja nur der Text vor, wir waren nicht dabei —, es wird vielmehr zweifelhaft, ob der Verfasser der Sache gewachsen ist und getreu berichten kann. Es ist offensichtlich ein Vertrauen in dem Spruch des älteren Cato («rem tene, verba sequantur»); wer die Sache richtig erfaßt hat, dem gelingt dann auch die Durchdringung von Form und Inhalt in seiner Mitteilung.

Kraus beachtet bei seiner Kritik des Textes also nur die Sprechweise des Verfassers und sammelt Indizien, wenn ein Mißlingen vorliegt. Diese können natürlich nur sprachliche sein, da anderes uns, die wir unterrichtet werden sollen, nicht zugänglich ist. Ob dieses Vorgehens ist Karl Kraus einem sich hartnäckig haltenden Mißverständnis ausgesetzt, er sei ein Sprachkritiker, also einer, der die «Unzulänglichkeit» der Sprache kritisiert. Dies mag auf den «Wiener Kreis» zutreffen, mit dem Kraus natürlich nichts zu tun hatte. Kraus dagegen hat immer nur die Kritik des Sprechens betrieben. Aber auch die Ansicht, Kraus sei ein unerbittlicher Normverfechter gewesen, ist falsch. Gerade er hat sich über die Briefe schreibungeübter Menschen mit Takt und Behutsamkeit geäußert, die heutigen Sprachempirikern zu denken geben sollte. Die aus solchen persönlichen Äußerungen gezogene «Durchschnittsmenge» sprachlicher Verwendungsweisen ist nämlich alles andere als geeignet, dem Anspruch allgemeinen Sprechens genügen zu können, eines Sprechens, dem gerade der persönliche Ausdruck fehlen soll, damit die Sache sichtbar werden und jeder Leser dies immer und überall nur aus dem Text heraus verstehen kann. Den Schreibunbeholdenen wäre mit der Verallgemeinerung ihrer Sprache am allerwenigsten gedient, ganz abgesehen von der Taktlosigkeit, ihre Sprechweisen ans Licht einer gnadenlosen «Objektivität» zu zerren.

Kraus verlangt auch nicht die Einhaltung von Normen, die er vorher schon kennt. Er verunsichert immer wieder die Beruhigung, die in der ordnungsgemäßen Anwendung der kodifizierten Normen zu liegen scheint. Er kann ja auch gar nicht sagen, daß ein Text dann gut sei, wenn er diese und jene Normen eingehalten hätte — womit natürlich unbeholfene Ontologisierungen wie «Bekennnischarakter und die Verantwortungsschwere des Perfekts» oder «Imperfekt soll verharmlosen»¹⁰ entfallen. Allerdings muß klar sein, daß der Satz «er war ein guter Menschenkenner» auch

¹⁰ TRIER, J. (1968), «Unsicherheiten im heutigen Deutsch». In: MOSER, H. (Hrsg.) (1968), *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*. Düsseldorf (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, Bd. II): 15.

stimmt und nicht wahrheitsgemäß heißen muß «er ist ein guter Menschenkenner gewesen»!

Dies beantwortet auch die oft und dringlich gestellte Frage, wer denn «die» Normen mache. Sie werden jeweils von den Texten «gemacht», nämlich im Bemühen um sprachliche Genauigkeit, die nur der dargestellten Sache dienen soll, nicht aber der Erfüllung einer kodifizierten Norm, also einem Katalog von Vorschriften, die auf den speziellen Fall gar nicht zutreffen können.

Damit werden wir wieder an das eingangs Gesagte erinnert, demnach die Wissenschaft so große Mühe hat, nun genau zu bestimmen, was denn «die» Norm sei. Es scheint aber so zu sein, daß gerade die Bemühung um die genaue Definition eine Debatte entzündet hat, die um ihre unerkannten Prämissen kreist. Dieser Zirkel wird aber erst dann aufgehoben, wenn zwischen dem besonderen Zustand, in dem die Sprache heute sich befindet, und ihrer allgemeinen Verfassung unterschieden wird.

Sicherlich wird die Wissenschaft immer wieder versucht sein, die sprachliche Norm aus den unermeßlichen Textmengen herausarbeiten zu wollen, doch sollte darüber nicht vergessen werden, daß die Sprache, und damit ihre Verbindlichkeit, nirgends eine «bleibende Stätte» haben kann¹¹. Wenn es beim Sprechen um die Vermittlung von Form und Inhalt gehen soll, dann wird diese Vermittlung immer ein Problem sein, ein fruchtbares freilich, und das heißt, daß auch die sprachliche Norm nicht an ihr Ende kommen darf als finalisierte oder definierte, daß sie vielmehr mit zur problematischen Vermittlung gehört. Die sich jeweils herausbildenden Sprachnormen müssen deshalb immer problematisch bleiben, damit die Beherrschung der Sprache durch die kodifizierten Normen immer wieder aufgehoben werden kann. Den Affirmationen einer empirisch befangenen Wissenschaft muß deshalb mit der Erkenntnis über die allgemeine Verfassung der Sprache begegnet werden. Diese geht von dem Primat der Sprachtätigkeit aus und nicht von «der» Norm als autonomer Realität, die das Sprechen steuert. Daß wir solchermaßen gegen die Beherrschung der Sprache¹² angehen können, verdanken wir der Arbeit von Eugenio Coseriu. Er hat dem «Problem der sprachlichen Norm» wieder die nötige Offenheit zugewiesen und die Verhältnismäßigkeit der Norm begründet: «Norm und System» sind daher weder von uns auf das konkrete Sprechen angewandte Begriffe, noch

¹¹ HUMBOLDT, W.: 15: «Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam toder Theil muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständnis...» FLITNER, A. und K. GIEL (Hrsg.) (1968), *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Darmstadt: 438).

¹² KRAUS, K.: «Er beherrscht die deutsche Sprache — das gilt vom Kommis. Der Künstler ist Diener am Wort» (KRAUS, K., *Die Sprache*. Auswahl und Nachwort von FISCHER, H. (1959), Wiesbaden: 11).

autonome vom Sprechen losgelöste Realitäten, sondern sich in den individuellen Sprechakten selbst manifestierende —oder besser, von uns dort unterschiedene— *Formen*»¹³.

¹³ COSERIU, E. (1971), «System, Norm und 'Rede'». In: Ders., *Sprache-Strukturen und Funktionen*. XII Aufsätze, hrsgg. v. PETERSEN, U. (1971), Tübingen, 2. verb. Aufl: 68.